Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 7. Mai | 1921 / Nr. 105.

Seine Konkurrentin.

Roman von
Fritz Ganzer.

11. Fortsetzung. Nachdruck verboten

„Das bliebe abzuwarten. Die Zeiten haben sich geändert und die Frau als Aerztin muß durchaus ernst genommen werden."

„Aber sie gehört nicht in ein Zechlin, sondern paßt allenfalls für die Großstadt. Die Fischernechte und Tabakbauern der Umgegend und das anderthalb Dutzend Spießbürger des Nestes, in dem ich meine Tage zu beschließen das Vergnügen habe, werden nicht daran denken, sich in die Hände eines weiblichen Doktors zu geben. Darauf wette ich tausend gegen eins." Der Amtsgerichtsrat klopfte mit dem Messerrücken energisch auf den Tellerrand und wies ein überzeugtes Gesicht.

Sabine lächelte. „Du kennst die Menschen schlecht; gerade das Gegenteil von dem, was du behauptest, wird eintreten. Pass' auf!"

„Unsinn, Sabine!"

„Doch, Väterchen! Und mir kann nur der arme Doktor Vogelsang leid tun, mit dessen Praxis es nun doppelt schlecht bestellt sein wird. Uebrigens schien er noch gar nichts davon zu wissen, daß eine Kollegin ihren Einzug in Zechlin halten will."

„Sei versichert, daß diese sogenannte Kollegin bald wieder in ihren Auszug denken soll." Thomsen sagte es ingrimmig und wies wie zur Bekräftigung die zur Faust geballte Rechte.

Sabine verstand den Vater nicht. Hatte seine Abneigung ihren Grund nur in dem Aerger über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen hinsichtlich der erwarteten Nachbarschaft, oder war er ein grundsätzlicher Gegner der Frau als Aerztin? Da er seine Meinung mit zäher Verbissenheit vertrat und offenbar nicht daran dachte, sie zu ändern, hielt es Sabine für das beste, diesen Gesprächsstoff zu verlassen und von etwas anderem zu reden.

Ihrer klugen Art gelang ein unauffälliges Hinüberleiten der Unterhaltung auf ein Gebiet, das keine Reibungsflächen bot, sondern völlige Uebereinstimmung der Ansichten gewährleistete. Und das war das Thema Gartenbau, das sie mit Liebe und Andacht bis zum Beginn der üblichen Sonnabend-Schachpartie beackerten.

Dabei erwies sich Sabine ausnahmsweise als schlechte Partnerin und machte große Fehler. Und als sie ihren König so unvorteilhaft zog, daß er in direkte Gefahr kam, sagte Thomsen: „Na, aber Mädel, das war die Krone, die du deinen heutigen schlechten Leistungen aufgesetzt hast. Du scheinst noch in den Armen des übertrabelten Doktors zu liegen."

Was Sabine Thomsen, leise errötend, lächelnd bestritt.

5.

Eugen Salomon erschien etwas nach acht Uhr im „Grünen Hecht" und erkundigte sich, ob Doktor Vogelsang zu sprechen sei. Es wurde ihm gesagt, daß der Gemünschte sich in seinem Zimmer befände und wahrscheinlich arbeite. Wenigstens habe er hinterlassen, daß er nur in ganz dringenden Sachen gestört sein möchte. Ob es also pressiere oder nicht besser Zeit bis morgen hätte.

Als Salomon darauf erwiderte, es pressiere sehr, zündete Heinrich Müller ein Licht an und leuchtete den späten Besuch die Treppe hinan.

Friedrich Vogelsang war verwundert, als das hagere Männchen, das er glaubte, schon irgendwo mal gesehen zu haben, zu ihm in das Zimmer trat und sich mit vollendeter Höflichkeit verbeugte.

„Sie verzeihen, Herr Doktor. Eugen Salomon, Kolonialwaren, Delikatessen, Weine und Spirituosen.

Richtig, der Salomon war das, den er bei seiner Ankunft mit der blauen Schürze bekleidet vor seinem Laden beim Zwiebelsortieren beobachtet hatte und der wohl nur kam, um seine Waren anzupreisen und ein Geschäft zu machen. Wenigstens ließ die Art seiner Vorstellung das vermuten.

Der Doktor schob den Brief, an dem er geschrieben hatte, beiseite und fragte nach den Wünschen Salomons.

„Ich erlaube mir, in einer Sache zu kommen," sagte Salomon, auf dem angebotenen Stuhle Platz nehmend, „die sonst nicht veranlaßt, einen Arzt aufzusuchen. Noch dazu in vorgeschrittener Stunde, was ich doppelt zu verzeihen bitte." Salomon schob eine Pause ein und räusperte sich nachhaltig. „Ich wollte mir erlauben, dem Herrn Doktor in meinem Hause eine Wohnung anzubieten. Vier Zimmer, Küche, Speisekammer sowie sonstiges Nebengelaß und Klosett mit Wasserspülung." Auf letzteres aufmerksam zu machen, schien Salomon für besonders wichtig zu halten. Denn er betonte es ausdrücklich und legte auf das Wort „Wasserspülung" den Hauptton. „Die Wohnung steht seit Jahr und Tag leer, weil Zechlin keine herrschaftlichen Mieter hat. Ueber den Preis würden wir uns einigen, Herr Doktor."

Vogelsang konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß dieses Angebot aus Gründen erfolgte, die den Vorteil mehr auf Salomons Seite suchten und daß etwas bei der ganzen Sache nicht recht in Ordnung war. Denn sonst hätte ihm doch wohl der Bürgermeister die Wohnung damals empfohlen.

Er war daher im Grunde genommen froh, sagen zu können, daß er bereits eine andere Wohnung in Aussicht habe.

Salomon horchte auf. „Bei wem, wenn ich fragen darf, Herr Doktor."

„Ich hoffe, das Haus meines Vorgängers mieten zu können."

Salomon lächelte, halb bedauernd, halb besserwissend „Das dürfte nicht möglich sein, verehrter Herr Doktor."

„Wieso?"

„Weil es am 1. Oktober anderweit bezogen wird. Ja, haben Sie denn noch nichts davon gehört, daß sich eine Aerztin in Zechlin niederlassen will?"

Hätte man Vogelsang gesagt, daß er mit dem Mikado verschwägert sei, so würde er kaum ein weniger geistreiches Gesicht gemacht haben, als er es jetzt zeigte. Dann lachte er laut: „Eine Aerztin nach Zechlin, ausgerechnet nach Zechlin? Das ist mir glatt unerklärlich. Was will die Dame hier? Will sie mich entlasten?"

„Das sind nun gewissermaßen Dinge, die auf einem anderen Blatt stehen, verehrter Herr Doktor. Hauptsache ist, daß Sie mal zu allererst eine Wohnung bekommen. Ich will Sie nicht drängen. Ich drängte niemand. Aber wenn Sie im Bedarfsfalle sich meines Angebots erinnern wollten, so würden wir sicher zu einer Einigung kommen. Ich bin der kulanteste Geschäftsmann von der Welt und stehe immer zu Ihrer Verfügung."

Eugen Salomon war schon längst gegangen, als der Doktor immer noch, in brütendes Nachdenken versunken, vor sich hinstarrte. Seine Uebersiedlung nach Zechlin schien unter keinem günstigen Stern zu stehen. Nach dem ersten, mit einem Totenbette zu Ende gekommenen Fall, dessen Begutachtung eine hochweise Gerichtskommission unternommen, die dem Staatsanwalt vielleicht Anklagematerial überweisen würde, folgte nun die Fortsetzung der Komödie. Eine Kollegin fühlte sich gedrungen, dieses Zechlin zum Schauplatz ihrer beabsichtigten Heilerfolge zu erwählen.

Reichlich niedergedrückt zog er den Briefbogen, auf dem er beim Eintritt Salomons geschrieben, näher heran und beendete seine Mitteilungen an seinen Freund Harnisch in Berlin mit folgenden Sätzen: „Es geht auch weiterhin alles wider mich: ich habe vom anderen Geschlecht her eine Konkurrenz in Aussicht und weiß noch immer nicht, wo ich meine voraussichtlich unbesucht bleibenden Sprechstunden abhalten soll. Denn unmöglich kann ich mich im „Grünen Hecht", in dem man allerdings, dem letzten Oberbrücker Lande zu Ehren sei's gesagt, nicht schlecht ißt, dauernd etablieren. Man hat mir zwar eben eine Wohnung, die allerlei Vorzüge, sogar einen gewissen Ort der Stille und Heiterkeit mit Wasserspülung haben soll, angeboten, aber ich bin so mißtrauisch, an Schwamm, Nässe, Schwaben, schlecht schließende Fenster oder schlechtheizende Oefen und sogar an eine heiratsfähige Tochter des Wirtes zu denken, so daß selbst der gewisse Ort mit Wasserspülung nicht imstande sein würde, die vermuteten Nachteile aufzuwiegen. Ich bin nicht mutlos, denn das entspräche nicht meiner Lebensauffassung, die aufs Durchbeißen eingestellt ist und den Kampf mit Widerwärtigkeiten nicht scheut. Aber ich empfinde etwas wie Mißstimmung, daß der Anfang ein so wenig freundliches Gesicht zeigt, und bin so mißtrauisch, die unerfreulichen Begebenheiten des Beginns als schlechte Vorbedeutung für den Fortgang zu betrachten.

Immerhin gebe ich mich noch nicht verloren. Und wenn mich der Staatsanwalt wegen „fahrlässiger Tötung" nicht hinter gewisse Mauern bringt, dann hoffe ich zuversichtlich, Dir in meinem nächsten Briefe von einer erfreulichen Entwicklung der Dinge erzählen zu können. Betrachte die Bemerkung von den „gewissen Mauern" als die Folge eines mich augenblicklich stark bewegenden Galgenhumors und belächele ein wenig Deinen für sein Leben in Zechlin noch viel Gutes erhoffenden, Dich herzlich grüßenden Friedrich Vogelsang."

Die von dem Doktor so schmählich vermutete heiratsfähige Tochter war allerdings vorhanden. Aber es sei Eugen Salomon zur Ehrenrettung nachgesagt, daß er mit seinen Vermietungsplänen nicht die Hoffnung verknüpfte, seine vierundzwanzig Jahre zählende Mettleid an den Mann zu bringen . . . Wenigstens in erster Linie nicht.

Hauptgrund war, das seit drei Jahren leer stehende Obergeschoß wieder zinsbringend zu verwerten. Der letzte Bewohner war ein pensionierter Steuerrat gewesen, ein wunderlicher Herr, der Eugen Salomon viel Scherzerei gemacht und ihn den Entschluß, die Wohnung nie wieder zu vermieten, hatte fassen lassen. Als der ewig nörgelnde und hundert und mehr Wünsche zum Ausdruck bringende Steuerrat dann gestorben war — auch die bewußte Wasserspülung war auf das Konto der ihm erfüllten Wünsche zu setzen — hatte der vielgeplagte Hauswirt den Schwur getan, daß dieser Querulant der letzte Mieter gewesen sein sollte, der ihm seinen Frieden im Hause gestört.

Einen Schwur dieser Art in Zechlin zu halten, ist nicht schwer. Der geringe Zuzug kam fast ausschließlich mit Siedlungsplänen und suchte die Lindenallee auf. Und was in Zechlin ansässig war, hatte entweder eigenen Besitz oder war nicht in der Lage, eine Vierzimmerwohnung zu mieten. So blieb das Obergeschoß des Salomonschen Hauses in der Bandzaise Jahr und Tag leer, und es hätte des Schwurs gar nicht bedurft, um es unbewohnt sein zu lassen.

Die Ankunft des neuen Arztes verschob die Verhältnisse und erzeugte auch eine Revision der Salomonschen Grundsätze. Etwas zaghaft und zu allerlei Ueberlegen neigend, hatte sich der Gedanke an eine Neuvermietung zunächst hervorgewagt, um dann allmählich gewissere und festere Formen anzunehmen und schließlich, durch Theresens Schulzes Mitteilungen veranlaßt, zu dem Vorsatz zu führen, dem Doktor das Angebot zu machen. Was nun bereits geschehen war und einen Erfolg zu bringen schien. Denn schon zum frühen Vormittag des folgenden Tages, als Eugen Salomon unter Assistenz Adelheids gerade mit dem Abwiegen von Rosinen und Mandeln beschäftigt war, trat der Doktor in den Laden.

Salomon durchzuckte ein freudiger Schreck. Die Erzeugnisse einer südlicheren Gegend jäh im Stiche lassend, ging er auf Vogelsang zu, wischte die Hände an der blauen Schürze ab und streckte ihm die Rechte in vertraulicher Biedermannsart entgegen.

Die Aufmerksamkeit des Doktors wandte sich sofort dem jungen Mädchen zu. Es schien also wirklich eine heiratsfähige Haustochter vorhanden zu sein. Noch dazu kein übles Persönchen. Ein bißchen hager, wohl der Art ihres Vaters nachgeschlagen, und ein bißchen neugieriger, als nötig gewesen wäre. Denn Adelheid Salomon starrte den Eingetretenen ziemlich ungeniert an. Aber ihre Augen waren groß und leuchtend und von der dunklen Bläue einer Kornblume und bewirkten, daß man das Starren weniger unangenehm empfand. Diesen Augen und dem vollen, nachblonden, leicht gekräuselten Haar zulebe übersah man die etwas zu stark entwickelte Nase und den hartgeschnittenen Mund.

Salomons Augen waren dem Blick Vogelsangs gefolgt. Er beeilte sich, Adelheid vorzustellen. Mit offenkundigem Vaterstolz. Dazu, wie es dem Doktor schien, reichlich verfrüht und unvermittelt. Ein leises Mißbehagen stieg in ihm auf. Sollte man wirklich irgendwelche Hoffnungen hegen?

Er gab sich kühl und geschäftsmäßig und erklärte, daß er die ihm gestern angebotene Wohnung besichtigen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Doppelgänger.

Theaterhumoreske von
Hermann Kienzl.

(Nachdruck verboten.)

Macdonald, der Intendant des Stadttheaters, war sich selbst der Lieblingsschauspieler seines Ensembles. Die Direktor- und die Schauspieler-Seele lagen sich in den Haaren die es einzigen Kopfes. Sobald eine neue Rolle auf der Bildfläche erschien, stellte sich der Intendant Macdonald vor den Spiegel und verbot mit königlicher Gebärde dem Schauspieler Macdonald das Betreten der Bühne. Aber der Schauspieler Macdonald streckte dem Intendanten die Zunge entgegen. War die Rolle gut, so spielte er sie.

Diese zweifache Beseelung hatte Mißliches im Gefolge. Die Regierungsgeschäfte blieben liegen, wenn der Schauspieler auf der Probe arbeitete, und das Klingelzeichen zum Beginn gar mancher Vorstellung konnte lange nicht gegeben werden, weil der Schauspieler noch im Bureau des Intendanten festgehalten war. Kein Mitglied des Stadttheaters wurde vom „Stallwächter", dem diensttuenden Regisseur, so oft Unpünktlichkeit wegen in Ordnungsstrafe genommen, wie der oberste Kriegsherr. Und wenn schon ein Bühnenleiter, der die ihn reizende Schauspielerin mit den besten Rollen füttert, beim Personal böses Blut macht, wie nun erst der spielende Direktor, der sich selbst befördert.

Es kamen auffallend viele Stücke zur Aufführung, die in Mode gewesen war zu einer Zeit, als der Intendant noch als Schauspieler in Reih und Glied stand. War nun solch eine alte Novität angenommen und wurde in der Regiesitzung die Rollenbesetzung beraten, so pflegte sich der Intendant mit einem sichtbaren Ruck zu erinnern: „Ach Gott, diese Rolle war ja immer mein Steckenpferd! . . . Mein Paraderoß! . . . Muß ich denn wirklich wieder spielen? . . . Aber Kinder, ich kann mich doch nicht zerteilen! Es ist schrecklich! . . . Nun also, in Gottes Namen!"

In Gottes Namen. Heute war's der schöne, schlanke Lord Rochester in der „Waise von Lowood", morgen der fettdicke Weinhändler Piepenbrink in den „Journalisten".

Apropos Piepenbrink!! Den hatte der Intendant opferwillig an zwei Abenden gespielt, um dem braven Gustav Freytag nochmals auf die Beine zu helfen; dann übergab er, geläuterst vom Erfolg, die Rolle dem Schauspieler Raucher, der sie, in Bauch und Bart den Spuren des vorgesetzten Vorbildes folgend, dem Reste der Abonnenten vorführen sollte. Wie zwei Küken aus demselben Ei, wohlgenährte Küken, sahen sie einander ähnlich. Macdonald der Große und Raucher der Kleine, der Piepenbrink von vorgestern und der von gestern. Wenn man sie doch nebeneinander stellen könnte, die Doppelgänger! . . . Der Intendant freilich wußte, daß der Gegensatz zwischen seiner Urpragung und dem Abklatsch kaum geringer sei als etwa der Unterschied zwischen der Sixtinischen Madonna der Dresdner Galerie und einem mäßigen Oeldruck. Das dem Volke fühlbar zu machen, reizte ihn, so oft Raucher-Piepenbrink vor dem Publikum stand. Und eines Tages sagte er: „Lieber Raucher, morgen können Sie sich einen freien Abend gönnen, morgen spiele ich wieder den Piepenbrink!"

Die „Journalisten" waren am Tage darauf bis zum zweiten Akte gediehen, und der Piepenbrink noch nicht im Theater. Der Stallwächter zog die Uhr und runzelte die Stirn. Indessen — keine Ursache zu besonderer Unruhe! Vor dem elften Schlage der zwölften Stunde pflegte ja Macdonald nicht zu erscheinen.

Die erste Szene des zweiten Aktes zu Ende. Verwandlung. Dann noch sechs bis sieben Minuten — und Piepenbrink hatte das Wort . . . Piepenbrink! Piepenbrink! Wo bist du? Konnte man es wagen, den Vorhang hochzuziehen? Immerzu! Auf die Unpünktlichkeit des Intendanten konnte man sich im gewissen Sinne verlassen, ehe es zum Kladderadatsch kam, traf er immer pünktlich ein.

Piepenbrink! Piepenbrink! . . . Nur noch wenige Minuten, und er mußte auf die Szene. Sollte er vergessen, wirklich einmal vergessen haben? . . . Vergessen, daß dies ein Tag des Herrn war? . . . Die Situation wurde kritisch in hohem Grade. Stallwächter und Inspizient rasten hinter den Kulissen. Die Theaterdiener flogen, einer nach dem andern, zur Garderobe des Intendanten . . . Nach allen Richtungen der Windrose funkte das Telephon. Die Schauspieler gerieten in Verwirrung, auf der Bühne stolperten sie über die Sätze. Was tun? „Ich muß den Vorhang fallen lassen, es wird einen Skandal geben," stöhnte der Regisseur.

Da — gibt es noch Wunder?! Er ist im Hause! Wer? Der Intendant? . . . Nein. Aber der Raucher! Zufällig ins Theater gekommen. Stand im Korridor vor der Bühne. Studierte den Probezettel. Fühlte sich von Händen ergriffen, gezerrt, geschoben. Fand sich in seiner Garderobe. Da polterten Garderobier und Friseur über ihn her, rissen ihm die Kleider vom Leibe, stopften ihn in das Kostüm, stülpten ihm die Perücke auf den Schädel, leckten wie mit drei Hieben der Maurerkelle die Schminke in sein Gesicht. Und kaum war er, nach Luft japsend, in der Kulisse, — im Kreise der Piepenbrinkschen Sippe — als auch schon das Stichwort fiel. In lächelnder Behäbigkeit watschelte Piepenbrink mit den Seinen in's Licht der Rampe . . .

Von der linken Seite — links vom Zuschauer — waren die Piepenbrinks aufgetreten. Ordnungsgemäß. Sie hatten kaum die Mitte der Bühne erreicht, als von rechts — rechts vom Zuschauer — etwas aus der Kulisse kollerte. Etwas Erhitztes, Pustendes, in blinder Eile. Was denn und wer? Noch ein Piepenbrink!

Der Intendant Macdonald hatte im letzten, allerletzten Augenblick das Theater erreicht, war in seine Garderobe gestürzt — sie allein, würdevoll getrennt von den Kammern der Mitglieder, befand sich auf der linken Seite. Er war, zur Not angeschirrt, zur Bühne gesprungen, und wie er von Ferne das Stichwort hörte, da überlegte er nicht lange. Für den Weg nach der rechten Seite war nicht Zeit mehr, so mußte denn Piepenbrink diesmal, losgelöst von Weib und Kind, durch einen anderen Eingang das Zimmer der Szene betreten! Daß eine Tür hier nicht vorgesehen war, durfte ihn in der Not nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210507022/fragment/page=0001

bekümmern. Die altmodischen Kulissen waren praktisch genug, ihn durchschlüpfen zu lassen . . .

Sie standen sich vor aller Augen gegenüber, — Piepenbrink und Piepenbrink. Mit gleichem Bauch und Bart. Einen Augenblick regte sich nichts Außergewöhnliches im großenteils ahnungslosen Publikum. Wäre der Intendant Macdonald ein genialer Stegreifschauspieler gewesen, wie vor hundertundfünfzig Jahren der Gottfried Prehauser auf dem Hohen Markt zu Wien, er hätte die grimmige Situation noch retten können. Als Zwillingsbruder des Weinhändlers Piepenbrink oder in Gottes Namen leibhaftigen Onkel aus Honolulu hätte er sich einführen müssen . . . So geistesgegenwärtig aber war Macdonald nicht. Ihm und seinem Doppelgänger verschlug es die Stimme. Fassungslos und stumm glotzten sie einander an, die Augen weit aufgerissen. Die Mitspieler wichen von ihnen zurück und steckten wie geängstigte Lämmer die Köpfe zusammen. Im Zuschauerraum erwachte — hier! dort! gluckend! zirpend! — das Lachen und schwoll zur brausenden Lawine an. Der Vorhang mußte fallen.

Es war das letzte Auftreten des Herrn Intendanten Macdonald gewesen. Ein Bühnenabschied ohne Tränen und Lorbeer.

Erinnerungen aus Schlawiner-Schwabing.

Von

Richard Rieß.

(Nachdruck verboten.)

Der Stock.

Negaschuno brachte einmal einen Stock ins Kaffee mit. Es war später Juli. Die österreichische Seiden-Note war ein paar Tage zuvor bekannt geworden. Deshalb wollte die rechte Polerstimmung nicht mehr aufkommen . . . bei den Herren Russen und Serben.

Negaschuno brachte einen Stock ins Kaffee mit: mit Elfenbeinknauf von kunstvoller Arbeit. Ein Prachtstück der Filigrankunst. Wenn dein biedermeierlicher Urgroßvater Bürgermeister von Berlin gewesen ist, mein Freund, so sei überzeugt, daß auch der sich eines solchen Stockes nicht geschämt hätte.

Negaschuno stellte diesen Stock vor mich hin und sagte also: „Lieben Altertümer Sie?"

„Gewiß, gewiß."

„Kaufen Altertümer Sie?"

„Wenn sie schön sind und ich überflüssiges Geld habe!"

„Haben Sie — Geld?" Da glühten seine Augen, und die Hände zuckten geahntem Reichtum münzenfingerig entgegen.

„Was soll er denn kosten?"

Ich erhielt ihn für zwei blanke Zwanzigmarkstücke. (Es war noch Frieden.)

Ich freute mich über meinen neuen Stock und lehnte ihn an die Wand, gerade unter meinen Hut.

Als Negaschuno nach zehn Minuten wiederkam, gehörten die vierzig Mark dem Russen Wassilow. Er hatte sie blind gegen Wassilows Bank gesetzt.

„Sie . . .!" sagte Negaschuno. „Stock ist prächtiges Stück. Was sollte ich dagegen haben?

„. . . Sie . . .! lassen mich noch einmal spazieren mit Stock . . . einziges, letzes Mal . . ."

„Nee, mein Lieber . . . . daraus wird nichts", erklärte ich energisch, denn ich kannte die Schlawiner.

„. . . Pschatrew . . . dummes . . :! sagte Negaschuno: Ich fühlte mich Mond. Mochte der Russe bellen'

Fünf Minuten später war er weg.

Mein Stock auch.

•

Das Prinzip.

An meinem Tische saß alltäglich von zwei Uhr mittags bis zwei Uhr nachts Bruno Langenhager, der Dichter. Er hatte stets sämtliche Zeitungen rings um sich aufgebaut. Und wer eine haben wollte, der mußte sehr artig sein. Wer Langenhager nie etwas pumpte, der bekam eine. Wer ihm aber etwas gepumpt hatte, mit dem war Bruno verkracht.

Das war sein Lebensgrundsatz. Deshalb kam er nicht mehr zur Arbeit. Denn er stand bei allen Zeitungen und Zeitschriften, die seine Verse, Aphorismen und Scherze früher gedruckt hatten, hoch in Vorschuß, und da lohnte es sich für ihn nicht mehr, neue Beiträge zu liefern.

Ich wollte Langenhager helfen. Er war ein gescheiter Kopf und sprach oft verbittert von Kulturgenossen wie Theaterbesuchen, Reisen u.w., die gerade ihm, der ihnen doch so viel Verständnis entgegenbrächte, versagt blieben. Mein Freund Paul hatte gerade ein neues Witzblatt geplant und so versuchte ich, ihm die Mitarbeiterschaft Langenhagers zu vermitteln.

Paul kannte Bruno. Darum winkte er ab. „Wie soll ich mit ihm auskommen?" sagte er. „Ohne Vorschuß arbeitet er nicht. Das ist sein Prinzip. Und wenn er einen hat, dann arbeitet er erst recht nicht. Das ist sein Grundsatz. So kommt's, daß ihm nicht zu helfen ist."

Aus Joseph Haydns Wiener Jahren.

Von

Johannes Heinrich Breach-Duisburg.

(Nachdruck verboten.)

Die Bewohner der an einem der Donau zufließenden Bächlein gelegenen Straße — die Zeit, in der dieses kleine Vorkommnis spielt, ist niejenige um 1750 — fuhren entsetzt aus dem Schlafe auf.

Feuer? Aufruhr?

„Gott sei Dank", sagte der eine, als er die wahre Ursache erfuhr, und brüllte höchstens mit gröhlender Stimme „Ruhe, Ruhe!" auf die Straße. Der andere aber — und dieser war in der Mehrzahl unter den aufgestörten Schläfern — rief wütend nach der Polizei und behauptete, es sei eine Gemeinheit, Frechheit, Unverschämtheit.

Ein harmloser, vielen allerdings unangenehmer Streich hatte die Gemüter in Bewegung gebracht.

Musikanten, über die Straße verteilt, blasen und fiedelten nach Herzenslust. Nachtständchen war man in Wien ebenso gewohnt wie in Venedig, Florenz, Rom und dem ganzen Süden. Aber diese Weise war so fürchterlich, daß die Gegnerschaft herausforderte wurde. Jeder Nachtschwärmer blies ein anderes Stück, Pauken dröhnten, Becken klirrten, Flöten quietschten in den schrillsten Tönen, Dissonanz folgte auf Dissonanz, ohrbetäubend war der Lärm.

Gesetzwidrig wie der schlimmste Diebstahl. Das sagte auch die Polizei, die nicht minder aus ihren Träumen aufgeschreckt worden war und es unbegreiflich dreist fand, daß fast vor ihrer Wachtstube das Unterfangen gewagt wurde.

Alle Mann raus! Niemlos war die Hetzjagd, die fruchtlos verlaufen wäre, wenn man nicht beim Zurückkehren aufgestellt auf ein breites Brückengeländer, den Pauksisten und Bassisten, die wegen der Schwere ihrer Instrumente nicht hatten Reißaus nehmen können, entdeckt hätte. Die Obrigkeit triumphierte, kam aber nur halb auf ihre Kosten, denn die beiden nahmen gelassen die Strafe für ihre und der anderen Schuld auf sich, waren aber nicht zu bewegen, die Namen ihrer Kameraden zu verraten.

„Und wenn man uns zu Trommeln schnürt", sagte der Pauksist. „Hätt's besser rennen sollen. Und grad den Anstifter? A sauberer Musiker, a feiner Kopf — und den angeben? Pfui, alle Wetter."

Der Urheber dieser kleinen Episode war aber ein junger Komponist, arm wie der natürlichste Bettler in Wien, trotzdem toller und lustiger als der reichste Student. In Rohrau nahe der ungarischen Grenze stand sein kleines, strohgedecktes Vaterhaus. Wie oft dachte er daran zurück und an die paar Jahre, da er daheim sein durfte, bei der Mutter und dem Vater, der Wagner war, gerne Harfe spielte, noch lieber aber von dem Caspar Haydn, seinem Vorfahren, erzählte. Der war einer der wenigen Einwohner Hainburgs gewesen, die dem Tode entgingen, als am 11. Juli 1683 die Türken auf ihrem Mienzuge das Städchen stürmten und niedermetzelten, was nur zu morden war.

Das liebe Rohrau! Aber nur sechs Jahre war er dort, dann kam er zu seinem Verwandten, dem Schuldirektor und Chorregent Johann Mathias Franth nach Hainburg, wo er mehr Prügel als Essen bekam und fast im Schmutz erstickte. Aber arbeiten konnte er bei dem strengen Mann, der ihn nicht nur im Geigen- und Klavierspiel unterrichtete, sondern ihn auch mit allen anderen damals gebräuchlichen Instrumenten bekannt machte. Aber der höhere Flug fehlte. Den brachte ihm erst Georg Reutterer, Hofkompositor und Domkapellmeister bei St. Stephan in Wien, bei.

Der war nach Hainburg a. d. Donau gekommen, um in dem dortigen Chor nach frischen Stimmen zu suchen. Die seltene Treffsicherheit und das angenehme Organ des kleinen Haydn fielen ihm auf und bewegten ihn, den neunjährigen Knaben in das Kapellhaus, die Singschule bei St. Stephan in Wien, aufzunehmen. Zehn Jahre war Haydn dort, war einer der fleißigsten und geehrtesten Chorsänger, und wenn ihn manchmal das Sprühteufelchen gar zu toll ließ, Mitschüler und Meister mochten und litten ihn sehr und verziehen ihm manchen Streich. Zehn Jahre, dann aber wurde dem geisigen Reutterer eine Bubenstat des Schülers willkommene Ursache, sich eines unnützen Essers zu entledigen. Joseph war in das Alter gekommen, da seine Stimme mutierte, und als er einem im Unterricht vor ihm sitzenden Kameraden den Zopf abschnitt, begrüßte der Hofkompositor dieses frevelnde Beginnen und setzte Haydn an einem Novembertrabend ohne einen Kreuzer Geld in der Tasche vor die Türe, den Jungen seinem Schicksal und der Güte der Menschen überlassend.

Planlos irrte der Knabe umher, Bitterkeit und Heimweh im Herzen. Die Nacht war kalt, und das Lager, das sich Haydn auf einer Bank geholt hatte, naß und hart. Hunger quälte ihn am Morgen, und fast wollte ihn Verzweiflung zermartern, da erbarmte sich seiner ein Kirchensänger, Spangler mit Namen. Der bewohnte ein Dachzimmer mit Frau und Kind, aber seine karge Wohnung war noch groß genug, dem Verstoßenen Unterkunft zu gewähren, und sein karger Tisch noch so reichlich, einen Gast satt zu machen.

Unterricht gab Haydn, spielte beim Tanz und allerhand Festlichkeiten auf, und als er ein paar Groschen zusammen hatte, zog er von dem guten Spangler fort in das alte Michaelerhaus am Kohlmarkt. Eine elende Mansarde, durch deren Fugen und Ritzen Wind, Regen und Schnee drangen, war sein Reich, das als schönstes Besitztum ein altes, wurmstichiges Spinett besaß.

Wenig wissen wir über die Jahre, die Joseph Haydn in diesem Hause verbrachte. Kunterbunt mag sein Leben gewesen sein, manche Hilfe erhielt er von den Reichen, die in den großen Etagen wohnten, bei dem Dichter Metastasio und dem neapolitanischen Sangesmeister Nicola Porpora, manche Freunde fand er unter denen, die gleich ihm bei kargem Brot ihr Dasein im Dachgeschosse fristeten.

Zu dieser Zeit bewerkstelligte sich auch sein erster größerer Schritt in die breite Oeffentlichkeit, und zwar sollte der Ausgangspunkt hierfür ein Ständchen sein, das allerdings anders geartet war als das eingangs geschilderte.

Auf Bestellung der ersten Gattin des berühmten Harlequins Joseph Kurz hatte Haydn die Musik zu einer Serenade für den Komiker gemacht und auch mit einigen Freunden ausgeführt. Kurz war so überrascht und begeistert von dem Gehörten, daß er Haydn zu sich kommen ließ und ihn frug, ob er zu einer seiner neuesten, selbst verfaßten Komödie: „Der neue krumme Teufel" die Musik schreiben wolle. In dem Stück kam ein Meersturm vor, und um diesen näher zu versinnbildlichen, legte sich Bernardon — unter diesem Namen spielte Kurz — quer über einige Stühle und ahmte die Bewegungen eines Ertrinkenden nach. Haydn, der am Klavier saß, begriff zunächst nicht, um was es sich handelte, als jedoch Kurz rief: Aber John's denn nit, wie i schwimm?" ersetzte er die drollig-seltsame Situation und illustrierte die Bewegungen und Fratzen des Komikers so rhythmenfest und eigentümlich, daß Kurz entzückt aufsprang und den jungen Menschen vor Freude umarmte.

Vierundzwanzig Dukaten bekam Haydn für die Komposition des „Neuen krummen Teufels", der ihn ein kurzes Stück vorwärts brachte, indem er seinen Namen einem größeren Kreise von Menschen bekannt und vertraut machte.

Es ist ein sonderbarer Zufall, daß dem immer lustig ausgelassenen Haydn der Spaßmacher Wiens half, den Weg zu bereiten.

Adolf Harnack als Geschichtskritiker und Geschichtsphilosoph.

Von

Dr. Ernst Albrecht.

Am 7. Mai vollendet Adolf Harnack, der bedeutendste und einflußreichste protestantische Theologe der Gegenwart und eine der hervorstechendsten Gelehrtenpersönlichkeiten unserer Zeit, sein siebzigstes Lebensjahr. Die wissenschaftliche Bestimmung ist ihm gleichsam schon als Erbteil in die Wege gelegt worden: Harnack entstammt einer jener baltischen Familien, die der deutschen Wissenschaft so viele namhafte Pfleger und Förderer geschenkt haben. Sein Vater Theodosius Harnack, geb. 1389 als Professor in Dorpat, war ein weitzerzeit geschätzter Theologe; von seinen vier Söhnen sind Axel als Mathematiker, Erich als Pharmakologe, Otto als Literarhistoriker zu Ruf und angesehener Stellung gelangt. Adolf, der älteste und berühmteste von ihnen, hat sie alle überlebt.

Adolf Harnack steht aber nicht nur unter den deutschen evangelischen Theologen der Gegenwart an erster Stelle; er ist seit Wilhelm Wundts Tode wohl überhaupt die gefeiertste und repräsentativste Persönlichkeit der deutschen Gelehrtenwelt. Schon in seiner äußeren Stellung prägt sich diese überragende und universelle Geltung aus. Als Doktor aller vier Fakultäten und noch einiger ausländischer dazu, als Mitglied und Geschichtsschreiber der Preußischen Akademie der Wissenschaften, der von Schleiermacher bis auf ihn kein Theologe angehört hat, als Präsident der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Pflege der Naturwissenschaften, als ehemaliger Generaldirektor der größten deutschen Staatsbibliothek, endlich als Kanzler des erlesensten deutschen Gelehrtenkonvents, der Friedensklasse des Ordens Pour le Merite, vereinigt er in seiner Person eine Reihe von Ehrenämtern und Würden, wie sie wohl nie einem deutschen Gelehrten zusammen beschieden gewesen sind. Als Förderer der Wissenschaft und Organisator wissenschaftlicher Unternehmungen großen Stils, läßt sich ihm nur Alexander v. Humboldt vergleichen.

Die glänzende äußere Stellung, die Harnack in der deutschen Gelehrtenwelt und der deutschen Forschung einnimmt, ist jedoch nur ein Ausdruck, gleichsam ein Symbol seines weit umfassenden und universellen Geistes. Wir denken hier weniger an seine unüberseehbar reiche wissenschaftlich-literarische Produktion, die vorwiegend seinem engeren Fachgebiet zugute gekommen ist, als an seine eindringenden Bemühungen um eine tiefere Erkenntnis der historischen Erscheinungen überhaupt, sein feinsühliges Verständnis für die Aufgaben der Geschichte, seine in eminentesten Sinne geschichtskritische Betrachtungsweise aller bisherigen Geistesentwicklung. Der Umschwung, der sich in den letzten 30 Jahren auf sehr vielen Gebieten der Geisteswissenschaft und keineswegs nur in der Theologie vollzogen hat, und den Ernst Troeltsch treffend als Historisierung des ganzen Denkens bezeichnet hat, ist nicht zuletzt auf die großartige und erfolgreiche Forschungsarbeit Harnacks zurückzuführen.

Dabei ist es bewundernswert, wie Harnack, selbst ein so bedeutender Forscher, sich doch in der Beurteilung des Wertes der Wissenschaft und ihrer Bedeutung für Leben und Weltanschauung von jeder Uebertreibung fern hält. Niemand weiß besser als er, daß der Glaube an die beseligende Kraft der Wissenschaft, in dem der deutsche Idealismus von Leibniz bis auf Kant und Hegel wurzelt, und der durch die realwissenschaftlichen Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts, besonders durch den Siegeslauf des Entwicklungsgedankens in seiner Anwendung auf Natur und Geschichte, nur noch befestigt werden zu können schien, in weiten Kreisen der Intellektuellen einem Zustand allgemeinen Zweifels und pessimistischer Enttäuschung gewichen ist. Er selbst hat es mehr als einmal beklagt, daß die moderne Wissenschaft eine Führerin des Lebens im höchsten Sinne nicht geworden sei und ihm keinen inneren Aufschwung gegeben habe. Gleichwohl will er die Uebertreibungen und das Vertrauen, daß die Wissenschaft, wenigstens die Kultur- oder Geisteswissenschaft, uns zu einer einheitlichen harmonischen Weltanschauung im idealistischen Sinne zu verhelfen vermag, nicht aufgeben. Die exakte Wissenschaft, so hohe und unschätzbare Dienste sie der Menschheit für die praktische Naturbeherrschung geleistet hat, erachtet er allerdings für diesen Zweck — zur Gewinnung einer Weltanschauung — als untauglich.

Drei große Faktoren sind nach Harnack in aller Geschichte wirksam: 1. Der natürliche oder elementare Faktor im weitesten Sinne. (Rasse, Boden, Klima usw.) So gewaltig bestimmen diese elementaren Faktoren die Geschichte, daß immer wieder mit dem Schein des Gelingens der Versuch gewagt werden konnte, auch ihnen allein die ganze Entwicklungsgeschichte der Menschheit abzuleiten und zu verstehen. 2. Der kulturelle Faktor: Tradition, Sitte, ethisch religiöse Kräfte, Kunst, Wissenschaft und Bildung. 3. Der persönliche oder individuelle Faktor, die Wirksamkeit der Persönlichkeit und des Talents, vor allem des genialen und tatkräftigen Individuums. Nur vollkommene Blindheit oder eigensinnige Versteifung auf kurzsichtige Vorurteile kann die durchschlagende Bedeutung der großen Männer in der Geschichte leugnen. Aber diese drei Faktoren in ihrer Vereinigung schöpfen noch nicht entfernt den historischen Tatbestand. Neben ihnen komplizieren der Zufall und unerwartete Reibungen den Gang der Dinge, wirken wie neue Ursachen und spotten aller Voraussichten, wie oft auch aller nachträglichen Ermittelungen. Angesichts dieser unentwirrbaren Kompliziertheit des geschichtlichen Gewebes und der Unberechenbarkeit auch der unbedeutendsten Vorgänge erscheint es als völlig aussichtslos, historische Gesetze im Gang der Geschichte nachweisen zu wollen. Alles Denken und Reden darüber ist verlorene Liebesmühe. Selbst in rein elementaren Wirtschaftsfragen aber sind alle Vorausberechnungen häufig trügerisch — wie wir zu unserem schweren Schaden im letzten Kriege sehr deutlich haben erfahren müssen. Bei komplizierten Vorgängen vollends versagt die Forschung nach strengen Gesetzen gänzlich; nicht einmal mit der Wissenschaft der Weiterkunde läßt sich die Geschichte in dieser Beziehung vergleichen. Denn deren Voraussetzungen haben wenigstens zwei. Drittes Zuverlässigkeit, was niemand von der Geschichte behaupten kann.

Nicht ganz ebenso skeptisch wie der Entdeckung historischer Gesetze steht Harnack der Frage nach der Zuverlässigkeit und Sicherheit des historischen Erkennens gegenüber. Drei sichere Quellen oder Richtpfeiler stehen uns wenigstens zur Verfügung: die großen Tatsachen, die authentischen, noch vorhandenen Denkmäler und die Einrichtungen einer Epoche. Schwieriger erscheint die Entscheidung der Frage, ob wir auch den Wirkungskreis und den Spielraum der Persönlichkeit in der geschichtlichen Vergangenheit mit Sicherheit aufzuzeigen imstande sind. Hier mögen wir immerhin die Einzelheiten aufzuzeigen und Aeußerlichkeiten der individuellen Existenz preisgeben: die richtunggebende, kraftsetzende schöpferische Wirksamkeit, die im Namen, wie Sokrates, Christus, Luther, verkörpert ist, und die noch heute unser geistiges Leben in entscheidender Weise beeinflußt, ist aus der Geschichte nicht auszulöschen noch wegzudenken. So hält ein dreifacher, starker und unzerstörbarer Kern in aller Geschichtserkenntnis auch dem nagenden Zahn des stärksten Skeptizismus stand, und es ist gut, uns gegenüber der weitverbreiteten Stimmung des Kleinmuts und der Zerfahrenheit dieser Tatsache zu erinnern und daran die Zuversicht zu knüpfen; daß die geistigen Güter, die sich die Menschheit auf ihrem geschichtlichen Entwicklungsgang in harter Arbeit erkämpft hat, ihr unverlierbar erhalten bleiben werden.

Harnack hat in seiner glänzenden geschiedenen Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften den Begründern der deutschen Geistes- und Geschichtswissenschaft zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, den F. A. Wolf, Niebuhr, Schleiermacher, Wilhelm v. Humboldt, Savigny, ein unvergängliches Denkmal der Erinnerung gestiftet; durch seine eigene Forschertätigkeit, wie durch jene großartige Geschichtsauffassung reiht er sich diesen Geisteshelden würdig an.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210507022/fragment/page=0002